



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe aus Persien. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Briefe aus Persien

3.



Shah Mehemed Ali verhielt sich diesen Regierungskünften des Parlaments gegenüber zunächst ziemlich passiv. Vielleicht hat er wirklich zeitweise gehofft, mit einer konstitutionellen Regierungsmethode nach englischem Muster weiterzukommen. Bald mußte er sich vom Gegenteil überzeugen. Die Verwirrung im Lande wurde immer größer, die Lage der Dynastie immer schwieriger.

Um das Unglück voll zu machen, kam am 31. August 1907 der Abschluß des russisch-englischen Vertrages, der Persiens Stellung zu seinen großen Nachbarn von Grund auf veränderte. Das Erscheinen der Engländer als Rivalen der Russen hatte seinerzeit die einseitige russische Gefahr bedeutend abgeschwächt. Unbequemen Forderungen des einen Nachbarn hatte man sich seitdem stets dadurch entziehen können, daß man den anderen Nachbar um Unterstützung anging. Nun stand allerdings in dem russisch-englischen Vertrag ein Paragraph, in dem beide Vertragsschließenden ausdrücklich die Unabhängigkeit Persiens garantierten. Das in seiner Selbständigkeit gefährdete Land schien dadurch etwas zu gewinnen, was es vorher nicht besessen hatte. Aber schon die in demselben Atemzug ausgesprochene Teilung des Landes in zwei Interessensphären und eine neutrale Zone klang wie ein Hohn auf die schön klingenden Garantien. Das Schlimmste aber war, daß das bisher so bequeme Ausspielen des einen Rivalen gegen den anderen — die ultima ratio eines von zwei Starcken eingekleiteten Schwachen — sich nicht mehr weiterführen ließ. Während man früher stets sicher sein konnte, wohlwollendes Verständnis zu finden, wenn man bei dem einen Konkurrenten gegen den anderen Klage führte, konnte es sich jetzt sogar ereignen, daß die früheren grimmigen Feinde gemeinsam unbequeme Vorstellungen und Beschwerden erhoben, vor denen es kein Ausweichen gab.

Für Persien war der Abschluß des russisch-englischen Vertrages somit gerade keine angenehme Überraschung. Zwar war in den letzten Jahren der russische Einfluß in Teheran der vorherrschende geworden, da man den geldbedürftigen Shah durch Gewährung von Anleihen (nebenbei zu 16 Prozent) in finanzielle Abhängigkeit von Petersburg gebracht hatte; dieser Umstand hatte aber nicht die Fortsetzung einer geschickten Schaukelpolitik hindern können, so daß Persien trotz

seiner politischen Ohnmacht jahrzehntelang von größeren Katastrophen bewahrt blieb.

Für die Russen waren diese Begleiterscheinungen der Entente mit England keineswegs angenehm. Die Gefahr lag vor, daß eine russophile Regierung, die — so schlecht sie auch sein mochte — immerhin noch eine Regierung genannt werden konnte, von einer stark russenfeindlichen Anarchie verdrängt wurde. Auch der Schah war sich klar darüber, daß er sich zu einem energischen Schritt aufraffen mußte, wollte er sich und seine Dynastie vor einer Katastrophe bewahren. Alles drängte aber auf eine gewaltsame Entladung der vorhandenen Spannung. Auf der Gegenpartei war man sich über die drohende Gefahr ebenfalls nicht im Zweifel. Man wußte, daß das Parlament dem Schah verhaßt war, und daß dieser vor allem, nachdem ein verunglücktes Bombenattentat auf ihn unternommen worden war, nur auf eine Gelegenheit zu einem Staatsstreich wartete. Um so kläglicher benahmen sich die Freiheitshelden indessen, als das lange erwartete Ereignis am 23. November 1908 wirklich eintraf.

Ein paar Kanonen- und Gewehrshüsse der Kosakenbrigade unter Führung des russischen Obersten Liako zersprengten das ganze Parlament und die tausende von Bewaffneten, die geschworen hatten, bis zum letzten Blutstropfen für die Verfassung zu kämpfen, in alle vier Winde und machten den Schah zum Herrn der Situation. Das Parlament hatte seinen politischen Kredit selbst dermaßen untergraben, daß ihm fast niemand nachtrauerte und der Schah mit ein wenig Geschick und Klugheit ruhig als absoluter Herrscher hätte weiter regieren können. Statt dessen begann aber dieser einen Rachefeldzug gegen alles, was einer konstitutionellen Gesinnung verdächtig war. Sein Vetter Min-e-Dahleh mußte die Hochburg der Verfassungspartei — Täbriz — belagern und trieb es durch verfehlte und hinterlistige Machenschaften so weit, daß schließlich russische Truppen erschienen und die Stadt besetzten. „Der Boden Irans durch russische Truppen entweiht,“ das war zuviel für die persischen Patrioten. Das Prestige des Schah sank wieder auf den Nullpunkt, und als im Mai 1909 armenische Revolutionäre, denen im Kaukasus der Boden zu heiß geworden war, über das Kaspische Meer kamen und in Rescht den Gouverneur ermordeten, ging die ganze Provinz Mazanderan offen zu den Revolutionären über. Diese — verstärkt durch Haufen von Abenteurern aus aller Herren Länder — lebten zunächst in Rescht eine Weile herrlich und in Freuden und erpreßten im Namen der Freiheit und Verfassung soviel Geld wie möglich. Als es dort nichts mehr zu holen gab, setzten sie sich langsam auf Teheran in Bewegung. Ihr Führer war der später als Ministerpräsident bekannte Sipeidar. Dieser war vom Schah beauftragt worden, an Stelle des ermordeten Gouverneurs die Ruhe in Rescht wieder herzustellen. Aber es ging ihm wie seinerzeit Götz von Berlichingen mit den aufständischen Bauern. Die Revolutionäre stellten ihn an ihre Spitze und zwangen ihn, sie auf Teheran zu führen. Während des ganzen Vormarsches schickte der Sipeidar ein Ergebenheitstelegramm nach dem anderen an den Schah;

diese wurden aber wohl nicht so sehr von seinem Loyalitätsgeföhle, als vielmehr von der Sorge um seine bei Teheran gelegenen Schlösser und Liegenschaften diktiert. Die Seele des ganzen Unternehmens war ein Armenier, namens Jeffrem, einer der wenigen starken und energischen Charaktere, die in dem ganzen persischen Wirrwarr bis jetzt aufgetaucht sind. *) Dieser trieb den dauernd zögernden, auf Rückzug, wenn nicht auf Verrat sinnenden Sipedar beinahe buchstäblich mit vorgehaltenem Revolver vorwärts und hielt die disziplinelosen Horden der Revolutionäre leidlich zusammen. Der Vormarsch vollzog sich äußerst langsam. Für die 320 Kilometer lange Strecke von Rescht nach Teheran brauchte man mehr als drei Monate, denn überall, wo es eine Stadt oder eine fruchtbare Gegend zu plündern gab, wurde ein längerer Stopp gemacht. Als man schließlich am Keraetschfluß, 30 Kilometer westlich Teheran, angekommen war, stieß man auf die ersten vom Schah den Revolutionären entgegen geschickten Truppen, die Kosakenbrigade. Einige Maschinengewehrsalven der Kosaken genügten, um die Revolutionäre mit blutigen Köpfen zurückzuwerfen, und ein zweiter Versuch, weiter südlich auf Teheran vorzubringen, wurde ebenfalls ohne Schwierigkeiten mit ein paar Kanonenschüssen abgewiesen. Zu einem ernsthaften Gefecht war es überhaupt nicht gekommen, aber diese kleinen Misserfolge genügten, um die Revolutionsarmee in eine mutlose, wenn nicht gar verzweifelte Stimmung zu versetzen. Zunächst dachte man daran, den Rückzug auf Kaswin und Rescht anzutreten. Aber da man befürchtete, auf der deckungslosen Ebene von den verfolgenden Kosaken niedergemetzelt zu werden, ließ man diesen Plan wieder fallen und beschloß, den Versuch zu wagen, in der Nacht durch das Gebirge um den rechten Flügel der Kosaken herumzuschleichen und sich nach Teheran zu retten, wo, wie man wußte, die ganze Bevölkerung mit den Revolutionären sympathisierte. Bei der Ausführung dieses Planes hat wahrscheinlich Verrat mitgespielt, denn als die Revolutionsarmee am folgenden Morgen, von den Kosaken unbemerkt, an der Nordfront Teherans in fluchtartiger Auf-

*) Jeffrem ist entschieden eine interessante Erscheinung, ein typischer Vertreter der Klasse von Leuten, die in Revolutionszeiten plötzlich an die Oberfläche kommen. In einer längeren Unterredung, die ich mit ihm hatte, setzte er mir auseinander, daß Deutschland die Schuld daran trage, daß die ganze Welt unter dem Militarismus leude. Deutschland müsse seine Armee abschaffen, denn der Militarismus sei nicht nur von finanziellen, sondern auch von militärischen Gesichtspunkten ein großer Fehler. Das einzig wahre sei das Milizheer. Beweis: In Deutschland trage man sich schon seit langer Zeit mit dem Gedanken, die Schweiz zu erobern. Aber die Schweiz habe ein Milizheer, und wenn das Vaterland in Gefahr wäre, so griffen nicht nur die waffenfähigen Männer, sondern auch Frauen und Kinder zu den Waffen. Gegen ein solches gewaltiges Volkshcer könne aber selbst die deutsche Armee nicht siegen. Kommentar überflüssig! Zum Schluß der Unterredung überreichte mir Jeffrem eine kleine Schrift: „Le Programm Revolutionnaire des Armeniens.“ Typisch für einen erfolgreichen Revolutionär ist die Art, wie Jeffrem diese seine Theorien in die Praxis überlegt. Als Polizeichef von Teheran hielt er musterhaft Ordnung und Manneszucht und war wegen seiner rücksichtslosen Bestrafung jeder Disziplinlosigkeit geradezu gefürchtet. Seine Ruhe und Durchsichtigkeit hat ihm bei allen seinen kriegerischen Expeditionen zum Erfolg verholfen.

Lösung erschien, fand man ein Tor offen und konnte ungehindert in die Stadt einziehen. Das komischste an der Sache war, daß die Revolutionsarmee auf ihrem fluchtartigen Marsch die Gelegenheit verpaßte, den Schah, der sich mit einer ganz schwachen Bedeckung in einem nahen Sommeritz aufhielt, zu überfallen und so den ganzen Kampf durch Gefangennahme des Hauptes der Gegenpartei mit einem Schlage zu beenden. Erfolg und Mißerfolg hängen ja so oft an einer Kleinigkeit. Als nämlich der Sipedar mit den Seinen glücklich die schützenden Mauern Teherans erreicht hatte, verbreitete sich in der Stadt wie ein Lauffeuer das Gerücht, die Revolutionäre hätten einen genialen Streich geführt: den ahnungslosen Gegner umgangen und hinter seinem Rücken die Hauptstadt erobert. Als dies Gerücht den angstvoll Flüchtenden zu Ohren gekommen war, begannen sie aufzuatmen und schließlich selbst an ihren Erfolg zu glauben, waren aber doch so wenig Herr der Situation, daß sie die Kosakenbrigade ebenfalls ruhig nach Teheran hereinmarschieren ließen. Was nun folgte, ist schwer zu beschreiben. Die Kosaken bezogen ungehindert ihr mitten in der Stadt gelegenes Kasernement und bombardierten von dort aus ziemlich planlos und ohne den geringsten Erfolg die Teile der Stadt, wo sie Aufständische vermuteten. In der ganzen Stadt waren Angehörige beider Parteien bunt durcheinander gewürfelt, und jedermann schien bloß eine Pflicht zu kennen, nämlich in möglichst kurzer Zeit so viel Patronen wie nur möglich zu verschießen. Auf das Ziel kam es weiter nicht an. Man schoß auf friedliche Bürger, alte Weiber, Hunde, Katzen oder einfach in die Luft, um den etwa herannahenden Gegnern schon vor ihrem Erscheinen Schrecken einzujagen. So ging es drei Tage lang, ohne daß eine der beiden Parteien die geringste Anstrengung gemacht hätte, den Gegner aus der Stadt hinauszuerwerfen oder auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen. Schließlich wollte der Schah die Entscheidung herbeiführen und gab den bei ihm versammelten Nomadenreitern, den Silahoris, den Befehl, die Nationalisten in der Stadt anzugreifen. Die ganze wilde Horde wälzte sich mit lautem Kriegsgeheul im Galopp gegen Teheran; einem Teil von ihnen, etwa siebzig Mann, gelang es auch durch ein offenes Tor in die Stadt hereinzukommen. Dort aber empfing sie ein wohlgezieltes Gewehr- und Maschinen-gewehrfeuer der rundherum hinter hohen Lehmmauern gedeckt aufgestellten Revolutionäre, dem fast alle Eindringenden zum Opfer fielen. Als der Schah die Nachricht von dem völligen Mißerfolg des Angriffs erhielt, verlor er die Nerven und floh in die russische Gesandtschaft; dort wurde er, da er unter einer fremden Flagge Schutz gesucht hatte, von vornherein nicht mehr als Schah, sondern als „Mirza“ (Prinz) begrüßt. Das weitere vollzog sich dann ziemlich schnell und einfach. Die Kosakenbrigade ging unter dem Jubel der Bevölkerung zu den Nationalisten über, und die provisorische Regierung wählte den elfjährigen ältesten Sohn des Schah unter dem Namen Achmed Schah zum Herrscher. Der Schah erhielt eine Pension von 400 000 Mark, ging nach Odeffa ins Exil und verpflichtete sich feierlich, nie wieder einen Versuch zu machen, den Thron zurückzugewinnen.

Der Triumph der Verfassungspartei und damit der russenfeindlichen Partei war also vollkommen. Persien war eine Republik geworden mit einem Schattenkönig an der Spitze, und die neuen Machthaber hatten ausreichende Gelegenheit, zu zeigen, wie den Übeln des von ihnen bekämpften absoluten Systems abzuhelfen sei. Zwei Jahre lang haben sich nun alle möglichen Männer an der Lösung dieses Problems abgemüht. Ministerien kamen und gingen mit geradezu beängstigender Geschwindigkeit. Doch unter all den Männern, die in dieser Zeit einen Ministeressel eingenommen haben, ist auch nicht ein hervorragendes Genie aufgetaucht. Aber selbst wenn ein solches darunter gewesen wäre — Erfolg hätte es auch nicht gehabt. Natürlich gab es kein Ministerium, das nicht mit einem wunderschönen Reformplan in die Erscheinung getreten wäre. Aber ehe der erste Schritt zur Ausführung dieses Planes getan werden konnte, war es unweigerlich wieder in der Versenkung verschwunden. So sind die beiden dringendsten Reformen, Herstellung der Ruhe im Lande und Ordnung des Steuerwesens, auch nicht um einen Schritt weitergekommen. Im Gegenteil: Nie ist das Land in Zeiten absoluter Monarchie so unsicher gewesen, wie in den letzten beiden Jahren, wo Räuber wie Reschid-Sultan und Naib Hussein sich ungestraft fast vor den Toren von Teheran herumtreiben konnten, wo Kurden und Schachzewennen, Turkmene und Luren um die Wette das Land ausraubten und der Karawanenverkehr nach den Golfhäfen so gut wie vollständig stockte, weil auch nicht eine einzige Karawane mehr der Plünderung entging.*)

*) Ein Beispiel für viele: Im Oktober 1910 teilte die englische Gesandtschaft in einem Ultimatum der persischen Regierung mit, daß sie ihr noch drei Monate Zeit gebe, um den unhaltbaren Zuständen auf den südlichen Karawanenstraßen ein Ende zu machen. Sollte das nach Ablauf dieser Frist nicht gelungen sein, so würden englische Truppen die Wiederherstellung der Ordnung in die Hand nehmen. Zweieinhalb Monate lang geschah weiter nichts, als daß in zahllosen Versammlungen gegen den ruchlosen Versuch Englands, die Unabhängigkeit Irans anzutasten, protestiert wurde. Erst als die Engländer in einer zweiten Note darauf aufmerksam machten, daß die Frist demnächst abgelaufen sei, verkündete die Regierung, daß fünftausend Mann nach Schiras zur Sicherung der Karawanenstraßen abgehen würden. Damit die Sache ein besseres Gesicht bekam, wurde ein italienischer Instruktionsoffizier, General Maletta, mit der Führung der Expedition beauftragt. Nachdem wiederum sechs Wochen mit den Verhandlungen über Gehalt und Pension Malettas vergeudet worden waren, konnte endlich der Expeditionsführer seinen inzwischen abgegangenen Truppen nachreisen. In Isphahan hatte er noch das tragisch-komische Erlebnis, daß er, — der Führer der Truppen, die die Räuber bekämpfen sollten — vierzehn Tage lang durch Räuber am Weiterreisen verhindert wurde. Endlich kam er glücklich bei seiner Truppe in Schiras an, aber nur, um — wie er schrieb — sofort jede Hoffnung auf ein Gelingen seiner Mission aufzugeben. Denn statt der versprochenen fünftausend Mann habe er nur etwa zweitausend Mann vorgefunden. Die Truppen hätten aber unterwegs alle Dörfer so rein ausgeplündert, daß die ganze Bevölkerung in heller Wut auf das Militär sei und für die Räuber Partei nehme. Um das Maß voll zu machen, habe man den Truppen keinen Sold gezahlt, so daß diese gezwungenermaßen zunächst ihre Uniformen und dann ihre Waffen verkauft hätten. Die Folge sei, daß jetzt im Augenblick seiner Ankunft „die Waffen seiner Truppen sich gerade in den Händen der Leute befänden, gegen die er Krieg führen solle.“

Grenzboten I 1912

Mit den Finanzen sah es ähnlich trostlos aus. Denn auch hier hatte man die alte bewährte Methode fallen lassen, ohne eine neue an ihre Stelle zu setzen. Die alte Methode bestand darin, daß der Schah es ruhig mit ansah, wie seine in die Provinzen entsandten Gouverneure sich an den Hilfsquellen des Landes vollzogen. Sobald dieser Prozeß so weit gediehen war, daß eine kleine Schröpfkur lohnend erschien, wurde der betreffende Gouverneur nach Teheran zitiert und dort vor die Wahl gestellt, eine bestimmte Summe, etwa 75 Prozent seines Profits, herauszugeben oder eine gerichtliche Untersuchung über sich ergehen zu lassen. Daß der Gouverneur stets das erstere wählte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Nach Einführung der Verfassung blieben zwar die Provinzgouverneure bei ihrer Methode, aber der Regierung fehlte die Macht, den zweiten Teil des Programms, den Schröpfprozeß, zu einem gedeihlichen Ende zu bringen, oder wenn schon einmal geschöpft wurde, so floß der Erlös sicher nicht in eine öffentliche Kasse. Der im Jahre 1910 gewählte Regent Nasr-el-Mulk, ein in England erzogener hochgebildeter Mann, dazu ein kluger Kopf und ein wohlmeinender Charakter, dem es nur an der nötigen Portion Strenge und Rücksichtslosigkeit fehlt, ohne die nun einmal in Persien nicht regiert werden kann, hat vergebens versucht, Ordnung in das Chaos zu bringen. Seine im Parlament gehaltene Antrittsrede, in der er Minister und Abgeordnete nachdrücklich auf ihre Pflichten hinwies und zur Bildung einer festen und stetigen Regierungsmehrheit aufforderte, war ein Muster von Klarheit und Sachlichkeit. Sie wurde seinerzeit auch in europäischen Zeitungen abgedruckt. Aber auch ihm gelang nicht die Bildung eines einheitlichen Ministeriums und eines arbeitsfähigen Parlaments. Man steckte rettungslos in einem *circulus vitiosus*: weil keine Ruhe im Lande herrschte, kam kein Geld ein, und weil kein Geld da war, konnte man keine Expeditionen ausrüsten, um die Ruhe herzustellen. Mitten in diese hoffnungslos zerfallene Situation traf wie ein Donnererschlag die Nachricht von der Landung des Ex-Schahs in Gümüshtepe (Sommer 1911.) Mit den dort in der Steppe hausenden Turkmenen hatte der Ex-Schah stets gute Beziehungen unterhalten, ihnen so manche kleine Räuberei gnädig nachgesehen, ja sie sogar hier und da zu Plünderungszügen ermutigt, wenn ein kleiner Aberlaß seiner getreuen Untertanen ihm in seine Politik paßte. Gleichzeitig ging der „Schuluf“ (Unruhen) bei den Schachzweigen im Nordwesten und den Raschghais im Südwesten los, während von Westen der jüngste Bruder des Ex-Schah, Salar-e-Danleh, mit einer aus Kurden und Luren zusammengesetzten Streitmacht gegen Teheran heranzog. Einen günstigeren Zeitpunkt für seinen Handstreich hätte Mehemed Ali kaum also finden können. Die geld-, mut- und hilflose Regierung hatte wieder einmal so gründlich abgewirtschaftet, daß man sich fast allgemein von jedem Systemwechsel, ganz gleich welchem, eine Besserung der Lage versprach. Es kam also nur darauf an, die vier verschiedenen Kolonnen möglichst schnell und einheitlich auf Teheran zu dirigieren. Dann wäre wahrscheinlich die Stadt und damit der Thron Persiens fast ohne Schwertstreich an

Mehemed Ali zurückgefallen. Um seine Scharen mit dem nötigen Drang nach vorwärts zu erfüllen, dazu gab es ja ein scheinbar unfehlbares Mittel: die Aussicht auf Plünderung der Hauptstadt. Denn für jeden Nomaden des buntscheckigen persischen Völkergemisches ist das Wort Plünderung die Zauberformel, die ihn in flammende Begeisterung versetzt und selbst den feigsten unter ihnen zu ungeachteten Heldentaten befähigt. Aber gerade diese Passion sollte den Mannen des Schah zum Verhängnis werden. Die Turkmener, die ohne Widerstand zu finden, die schwierigen Pässe des Elburs überwunden hatten, versäumten sich bei der reichen Beute von Schahrud und Damghan, die Schachzewennen und Kaschghais kamen aus demselben gewichtigen Grunde nicht über Urdebil resp. Schiras heraus, während Salar-e-Danleh scheinbar durch zarte Bande am eiligen Vorrücken gehindert wurde. In seiner Begleitung reiste nämlich eine Pariserin, die geschiedene Frau des Inhabers einer bekannten Seltfirma, geb. Gräfin K., nach dem „Gotha“ fünfundsünfzig Jahre alt. Salar-e-Danleh ist erst dreißig Jahre alt. Wahrscheinlich hinderte ihn die Rücksicht auf die Schonungsbedürftigkeit der alten Dame an allzu schnellem Reisen. Viel Zeit ging auch dadurch verloren, daß Salar-e-Danleh als kluger Realpolitiker die Töchter aller angesehenen Häuptlinge des von ihm durchzogenen Gebietes heiratete. (Wogegen Frau K. hoffentlich nichts einzuwenden hatte.) Am jämmerlichsten aber benahm sich die Hauptperson, der der ganze Lärm galt, der Ex-Schah selbst. Anstatt an der Spitze der Turkmener auf Teheran zu marschieren und selbst den Kampf für seinen Thron zu wagen, saß er zitternd auf einem Felsenstolz in der Nähe des Kaspischen Meeres und behielt die drei Maschinengewehre, die er — als Selterswasser deklariert — durch Rußland geschmuggelt hatte und die seinen Turkmenern unbedingt zum Siege verholfen hätten, bei sich zurück. So war es möglich, daß die Regierung Muße hatte, sich vom ersten Schrecken zu erholen und den tüchtigen Jeffrem und mit ihm den deutschen Oberst Haase (ehemaliger deutscher Gefreiter im ostasiatischen Expeditionskorps, seit acht Jahren persischer Oberst und Kommandeur der Maschinengewehre) gegen den zunächst gefährlichsten Feind, die Turkmener unter Arschad-e-Danleh, zu schicken, die sich schon bis auf 30 Kilometer Teheran genähert hatten. Mit dem einen Maschinengewehr, daß nach den Revolutionswirren noch übrig geblieben war, brachte Oberst Haase durch sein energisches Vorgehen die Entscheidung. Jeffrem erfocht einen vollständigen Sieg und nahm den feindlichen Führer Arschad-e-Danleh gefangen, der sofort am nächsten Tage in Teheran erschossen wurde. Jeffrem aber benutzte geschickt den Schrecken, den sein glänzender Erfolg beim Gegner verbreitet hatte, forcierte die Pässe zum Mazanderan, vertrieb den Ex-Schah aus seinem Felsenstolz und zwang ihn, sich zu Schiff über das Kaspische Meer nach seinem alten Landungspunkt Gümüştepe zu flüchten. Dann wandte er sich umgehend gegen den zweiten Feind Salar-e-Danleh, schlug dessen vierzehntausend Mann zählende Streitmacht ebenfalls entscheidend bei Kaswin und verfolgte ihn bis über Hamadan

hinaus. (Der eilige Rückzug muß für die verwöhnte Pariserin recht beschwerlich gewesen sein.)

Eine wesentliche Besserung der inneren Krise ist natürlich durch die Siege JEFFREMS noch nicht verbürgt. Denn der EX-SCHAH sitzt noch inmitten seiner Anhänger in der Turkmenensteppe, und SALAR-e-DANLEH kann ebenfalls aus dem unzugänglichen Gebirgsland KURDISTANS und LURISTANS jederzeit mit neuen Streitkräften wieder auftauchen. Ebenso sind die unruhigen Stämme im Nordwesten und Südwesten noch ungeschlagen. JEFFREM wäre natürlich der geborene Mann, um als Militärdiktator des ganzen Landes einmal mit eisernem Besen Ruhe zu schaffen. Aber da er Christ ist, so ist seine Ernennung zu einem solchen Posten oder auch nur zum Kriegsminister in einem Lande fanatischer Mohammedaner ausgeschlossen. Man muß zufrieden sein, wenn ihm nur die Möglichkeit gelassen wird, in seiner jetzigen Stellung weiter zum Wohle des Landes zu kämpfen, und wenn nicht wieder — wie schon einmal — fanatische MULLAHs seine Kaltstellung durchsetzen, weil „es nicht angängig ist, daß ein Christenhund rechtgläubige Moslems zusammenschleift.“

Die Lösung des Finanzproblems ist (mit Ausnahme des von Belgien musterhaft organisierten Zolldienstes) in die Hand von amerikanischen Beratern gelegt. Allem Anschein nach werden MORGAN SHUSTER und seine Gehilfen die kaum begonnene Arbeit wieder niederlegen müssen*). Aber selbst angenommen, sie blieben, so wäre ihr Erfolg doch höchst zweifelhaft. Denn wo soll man mit der Ausarbeitung eines Steuersystems anfangen in einem Lande, wo es weder ein Personenstandsregister noch ein Grundbuch noch überhaupt irgend einen Anhalt gibt, um Bevölkerungsziffer und Besitzverhältnisse zu ermitteln. Und dann bedenke man den passiven, wenn nicht gar aktiven Widerstand, den die verhassten „Ausländer und Ungläubigen“ auf Schritt und Tritt bei dem Versuche finden werden, dem Rechtgläubigen „unter dem Vorwande der Steuereintreibung ihr Geld wegzunehmen“.

Zurzeit scheinen die mächtigen Nachbarn Persiens dafür zu sorgen, daß den Amerikanern diese Blamage erspart bleibt, denn die persische Frage ist seit kurzem in ein neues Stadium getreten. Nachdem man sich bisher begnügt hatte, hinter den Kulissen zu wirken — man wird aus dem Vorhergehenden die Unterströmungen herausgeföhlt haben —, scheint man von nun ab auch direkt eingreifen zu wollen. England gab den Anstoß, indem es nach der beinahe offenkundig betriebenen Unerstüzung des EX-SCHAH durch die Russen die längst angekündigten Truppenlandungen am persischen Golf zur Ausführung brachte. Ob das klug gehandelt war, könnte zweifelhaft erscheinen. Gewiß läßt sich nicht leugnen, daß die englischen Kaufleute in Manchester und Birmingham die Regierung schon längst zur energischen Wahrung ihrer persischen Interessen drängten. Wir wollen es den Engländern auch gern glauben, daß

*) MORGAN SHUSTER hat inzwischen bereits Teheran verlassen und die Geschäfte an eine Kommission unter Vorsitz des belgischen Zolldirektors MONARD übergeben.

nicht Eroberungspläne, sondern Verteidigung englischer Interessen der leitende Gedanke ihrer Aktion war. Sollte dieses kaufmännische Interesse aber wirklich so groß sein, daß es Maßregeln rechtfertigte, die unbedingt die Wiederaufröhlung des persischen Problems zur Folge haben mußten? Man mußte doch in London wissen, daß die Besetzung Südpersiens durch englische Truppen entsprechende russische Vorstöße im Norden auslösen würden. Gründe zu einer Einmischung lassen sich immer finden, und Morgan Shuster schien es beinahe für seine Pflicht zu halten, den Russen das Finden solcher Gründe noch besonders zu erleichtern. Gewiß läßt es sich keine Großmacht gefallen, daß ihre Staatsangehörigen sich und ihre im eigenen Lande gelegenen Besitztümer unter fremden Schutz stellen*).

Nachdem das aber in Persien einmal geschehen war, nachdem von allen Besitzungen der aufständischen Verwandten des Cy-Schah die russische Flagge wehte, wäre es weise gewesen, mit diesem Faktum zu rechnen und den gefährlichen Zündstoff zu meiden. Rußland war es in letzter Zeit nur um die Erhaltung und den Ausbau seiner wirtschaftlichen Stellung zu tun gewesen, nicht aber um politische Eroberungen. Abgesehen von der Rücksicht, die man auf England nehmen mußte, gab es zwei Gründe, die eine Annexion Nordpersiens zurzeit unratsam erscheinen ließen: einmal die bedeutenden Kosten, die entstehen mußten, wenn Rußland die Verwaltung des armen Landes in die Hand nahm und in dem schwierigen, gebirgigen Terrain mit Straßen- und Eisenbahnbauten vorging, zweitens die Besorgnis vor der Vermehrung des ohnehin schon starken mohammedanischen Elements in Rußland und die Gefahr, daß aus den fanatischen religiösen Zentren Persiens — vor allem aus Mesched — panislamitische Ideen in die religiös ziemlich ruhig denkenden russischen Mohammedaner herüberströmen könnten, sobald die bisher gegen religiöse Propaganda sorgfältig gesperrte Grenze fällt.

Diese Bedenken mußten aber natürlich sofort hinfällig werden, sobald eine schon gewonnene Position verloren zu gehen drohte. Eine offene Provokation, wie sie in der Nichtanerkennung des russischen Schutzes liegt, zwang geradezu zu einer Zurückweisung. Rußland hat in seiner zentral-asiatischen Politik bisher mit Erfolg den Grundsatz befolgt, nie einen Schritt zu tun, der als Schwäche oder gar als Furcht ausgelegt werden könnte, stets aber beim Gegner Furcht zu erregen. Ob Morgan Shuster geglaubt hat, daß Rußland mit Rücksicht auf eine eventuelle amerikanische Intervention diesen Weg verlassen würde? Wenn ja, so hätte die verunglückte amerikanische Einmischung in die Mandchureifrage, die nur zu einer russisch-japanischen Verständigung mit der Spitze gegen Amerika führte, ihn eines besseren belehren können. Oder rechnete er vielleicht auf eng-

*) Shuster ließ, wie man sich wohl noch aus den Zeitungsnachrichten entsinnt, ein dem Bruder des Cy-Schah, Schoa-e-Saltaneh, gehöriges, in Teheran gelegenes Grundstück besetzen, obgleich es unter russischem Schutze stand. Ferner wurde durch seinen offenen Brief an die Times, in dem er die Russen heftig angriff und der als Flugblatt massenhaft verteilt wurde, eine große antirussische Bewegung hervorgerufen.

lische Unterstützung? Sein bekannter Brief an die Times, in dem er die Russen scharf angriff, läßt diesen Schluß zu. Dann hätte er aber anders auftreten, sich nicht Rußland und England in gleicher Weise zu Feinden machen sollen. Dadurch, daß er beide Interessenten vor den Kopf stieß, zwang er England auf die Seite Rußlands. Es war nur eine logische Folge seines Auftretens, daß die Ententemächte, um eine Wiederholung solcher Zwischenfälle zu verhüten, von Persien verlangten, es dürfe von nun ab fremde Ratgeber nur mit ihrer Einwilligung anstellen.

Wie die Entwicklung der Dinge beweist, hat Morgan Shuster durch seinen unzeitgemäßen Eifer dem Lande, anstatt ihm zu helfen (was er sicher ehrlich wollte), einen recht schlechten Dienst erwiesen und es — die für Persien glimpflichste Wendung angenommen — in ein kostspieliges und demütigendes Abenteuer gestürzt. Wie sich die heutigen Schwierigkeiten lösen werden, ist schwer zu sagen. Drei Möglichkeiten kommen in Frage:

1. Beide Mächte gehen nach Erreichung ihres Zweckes (Beruhigung des Landes?) in ihre alten Stellungen zurück.

2. Es wird unter Aufrechterhaltung der Entente eine Änderung der über Persien bestehenden Abmachungen herbeigeführt, durch die den Ententemächten die in ihren Interessenssphären liegenden Gebiete Persiens zufallen.

3. Rußland glaubt sich wieder stark genug, um einen Vorstoß in Richtung auf den Persischen Golf unter allen Umständen — eventuell auch ohne Rücksicht auf die Entente — machen zu können. Daß der in unnatürlicher Weise vom Meer abgeschlossene russische Kolos auch nach allen Rückschlägen immer wieder versuchen muß, sich den Weg zum Meer zu bahnen, ist eine alte Wahrheit. Ferner entspricht es einem Naturgesetze, daß dieser Vorstoß immer auf der Linie des geringsten Widerstandes erfolgen muß. Auch der Weg zum Persischen Golf ist nicht dornenlos, aber Gebirge und Wüsten sind seine Haupthindernisse, während der Weg nach Port Arthur und Konstantinopel durch Armeen gesperrt ist.

England war bisher mit Erfolg bemüht, die Russen durch das Bereiten stets neuer Hindernisse nie zum richtigen Vordringen kommen zu lassen. Bleibt es seinen Grundsätzen treu, so muß es den Rückzug beider Parteien hinter die alten Grenzlinien anstreben. Das wäre vom englischen Standpunkte aus zweifellos das Rationellste. Allerdings richtet man sich in letzter Zeit in der Politik meist weniger nach dem, was die Vernunft fordert, als nach dem, was der großen Masse gefällt, und daher ist anzunehmen, daß England fortfahren wird, wie hypnotisiert über die Nordsee zu starren, und darüber kaum merken wird, daß eine große Militärmacht um 500 Kilometer näher an das indische Einfallstor Kandahar herangerückt ist. Wir stehen also möglicherweise vor einer neuen Auflage der Marokkotragedie.

